

Überwinden, Lindern, Aushalten

Beim 30. Workshop Medizinethik drehte sich alles um die Angst im Krankenhaus. Um die der Patienten, aber auch um die der Mitarbeiter

„Wenn einer keine Angst hat, hat er keine Phantasie“, befand der Schriftsteller Erich Kästner. Frau Breithaupt hat genug Phantasie, um Angst zu haben. Immer wieder geht die 45-Jährige in ihrer Vorstellung die verschiedenen Szenarien durch, die die Zukunft für sie bereithalten könnte. Ziemlich viel hängt davon ab, ob der Knoten in ihrer Brust gutartig ist – oder Krebs. Sie möchte es möglich schnell erfahren – zumal sie weiß, dass der Befund schon auf der Station des Krankenhauses eingegangen ist, wo sie sich derzeit aufhält. Am Tag zuvor war ihr eine kleine Gewebeprobe aus dem Knoten entnommen worden, die anschließend unter dem Mikroskop des Pathologen untersucht werden sollte. Bald wird ihr Mann sie hier im Krankenhaus besuchen – und immer noch kein Ergebnis. Kein Wunder, dass Frau Breithaupt die Pflegekräfte löchert: „Kommt der Arzt nicht bald? Können Sie mir nicht wenigstens sagen, was los ist?“

Nein, das dürfen die Krankenschwestern nicht. Doch ob sie sich Zeit nehmen, der Patientin das in Ruhe zu erklären, ob sie freundlich, zugewandt und ohne Unterbrechung durch Telefonate mit ihr sprechen - oder ob sie sie nur nebenbei und kurz angebunden abfertigen: Das hat auf das Befinden von Frau Breithaupt durchaus Einfluss. Zu diesem Schluss kamen auf jeden Fall die Zuschauer, denen diese kleine Theater-Szene vom „Arbeitskreis Ethische Anspielungen“ des Tempelhofer St. Joseph-Krankenhauses gleich zweimal vorgeführt wurde: Einmal mit hektischen, sichtlich genervten, einmal mit konzentrierten, mitfühlenden und klar kommunizierenden Pflegekräften.

Anlass des kleinen Anspiels war der 30. Workshop Medizinethik, zu dem die Evangelische Akademie zu Berlin, die Katholische Akademie in Berlin und das St. Joseph Krankenhaus am 27. März in die Französische Friedrichstadtkirche geladen hatten. Thema: „Angst im Krankenhaus: Überwinden, Lindern, Aushalten“.

Wie passgenau das szenische Anspiel die Nöte, Sorgen und Ängste echter Krankenhaus-Patienten abgebildet hatte, zeigte sich dort, als eine reale Leidensgenossin von Frau Breithaupt über ihre Angst als Patientin im Krankenhaus berichtete. Gabriele Lowitzsch (56), seit über 30 Jahren Mitarbeiterin im St. Joseph-Krankenhaus und dort lange Jahre als OP-Schwester tätig, musste mehrmals zu stationären Aufenthalten ins eigene Haus. Im Kampf gegen die Angst hat ihr vor allem die Betreuung durch Psychologen geholfen, wie sie rückblickend hervorhob. Aus dieser Erfahrung heraus wünscht sie allen Krebs-Patienten „eine professionelle Schulter, an die man sich anlehnen kann“. Dabei sei sie selbst zunächst ausgesprochen skeptisch gewesen, als ihr nahe gelegt wurde, das psychologische Hilfsangebot anzunehmen, so gestand Frau Lowitzsch ehrlich. „Inzwischen habe ich meine Einstellung dazu gründlich geändert, denn schon in der ersten Stunde wurde mir sehr viel Angst genommen.“

Professionelle Hilfe ist in vielen Fällen schon deshalb wichtig, weil auch die Angehörigen in einer solchen Situation unter vielfältigen Ängsten und Unsicherheiten leiden. Selbst die befreundeten Kollegen sind ja davor nicht gefeit. „Beim ersten Krankenhausaufenthalt hatte ich von früh bis spät Besuch von anderen Mitarbeitern, beim zweiten Mal haben sie sich dagegen ziemlich rar gemacht“, berichtete Frau Lowitzsch.

Gerade die Kommunikation mit den nächsten Angehörigen ist manchmal durch Unsicherheiten belastet. Und durch widersprüchliche Impulse. Einerseits wünscht sich der Kranke Menschen, die zuhören können, bei denen er oder sie sich auch

einmal ausweinen kann. „Andererseits will man auch keinen belasten“, betonte Gabriele Lowitzsch. Wie sollen sich die Besucher in dieser Situation verhalten? Dr. med. Hans Willner, Chefarzt der Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie am St. Joseph-Krankenhaus, sprach eine klare, sehr befreiende Empfehlung aus: „Folgen Sie Ihrem Herzen, dann machen Sie nichts falsch!“ Er würde sich wünschen, dass auch die Mitarbeiter trotz Termin- und Kostendruck die Muße für menschliche Zuwendung finden.

Ein „angstfreies“ Krankenhaus werde es trotzdem nie geben, betonte Pfarrer Winfried Böttler vom Evangelischen Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge. Die Mitarbeiter könnten allerdings lernen, den Ängsten ein Stück weit zu begegnen.

„Angst kann einen Menschen zum Verstummen bringen, dann kann es ausgesprochen hilfreich sein, wenn er vom Verstummen ins Klagen kommt.“

„Angst gehört unvermeidlich zum menschlichen Leben“, stimmte die Potsdamer Psychologin Dr. Ute Schlömer bei, die als Psychotherapeutin Krankenhauspatienten betreut. Die Angst enthalte jedoch immer einen Aufforderungscharakter. „Ein Mensch, der Angst hat, braucht Schutz.“ Alle Experten waren sich darüber einig, dass gegen konkrete Ängste – etwa vor Schmerzen nach der Operation, vor Verwechslungen oder anderen Fehlern - am besten Transparenz und ausführliche Informationen helfen. Schlömer hob zusätzlich den immensen Wert der Entspannung hervor: „Wenn es uns gelingt, die Menschen zu entspannen, sinken parallel dazu ihre Ängste.“

In ihrer eigenen Ausbildung habe sie vor 30 Jahren über Angst im Krankenhaus noch so gut wie nichts gelernt, berichtete Barbara Richter. Heute unterrichtet die engagierte Pflegekraft selbst als Lehrerin für Pflegeberufe in der Krankenpflege-Schule des St. Joseph-Krankenhauses – und macht das gründlich anders. In ihrem ergreifenden, sehr persönlichen Vortrag machte Frau Richter deutlich, wie der Leidensweg ihrer vor wenigen Jahren an einem Hirntumor verstorbenen Tochter die Erfahrung ihrer Familie mit Angst, aber auch mit Unterstützung im Krankenhaus prägte. In Rollenspielen erleben ihre Schülerinnen und Schüler heute, wie es sich anfühlt, auf fremde Hilfe angewiesen in einem Krankenhausbett zu liegen. Sie sprechen aber auch über ihre eigenen Ängste: Davor, einen älteren Menschen zu waschen oder zum ersten Mal einen Sterbenden zu berühren. Frau Richter berichtete über den Zusammenschluss von elf christlichen Krankenpflegeschulen in Berlin, die ein nach Lernsituationen gegliedertes Curriculum erarbeitet haben, in dem auch die Angst ein wichtiges Thema ist. „Meine Gründe für das berufliche Engagement sind nicht rein altruistisch. Ich sagen meinen Schülern: Ihr seid die Generation, die mich einmal pflegen wird!“

Nicht die unwichtigste Frage dürfte sein, wo das geschieht. Denn auch Räume können Angst machen – oder Angst nehmen. Umfragen zufolge ist es eine der größten Befürchtungen, die Gesunde mit einem Klinikaufenthalt verbinden, jede private Rückzugsmöglichkeit zu verlieren und stattdessen auf Gedeih und Verderb unangenehmen Zimmergenossen ausgeliefert zu sein. „Rund um das Bett ist ein Höchstmaß an Privatheit erstrebenswert“ sagt deshalb die Krankenhausarchitektin Ursula Wilms vom Berliner Büro Heinle, Wischer und Partner. Genauso wichtig ist ein klares Ordnungssystem, das Patienten und Besuchern die Orientierung im Gebäude erleichtert. Dabei können Farben und Symbole helfen. „Unser Ziel muss es sein, dass man sich ohne jede Beschilderung zurecht finden würde.“ Frau Wilms findet es zudem hilfreich, wenn Krankenhausgebäude sich zur Stadt hin öffnen, etwa indem die Eingangshallen für kulturelle Zwecke genutzt werden – ein Konzept, das von ihrem Büro etwa im Katharinenhospital Stuttgart umgesetzt wurde.

„Soll der Patient sich also im Krankenhaus wie zu Hause fühlen?“ fragte - bewusst etwas provozierend - Mitveranstalter Prof. Dr. med. Thomas Poralla, Chefarzt der Medizinischen Klinik I im St. Joseph-Krankenhaus. In der „Ausnahmesituation“ Krankheit und angesichts immer kürzer werdender Liegezeiten wird das nicht so schnell gelingen. Doch es wäre schon viel gewonnen, wenn auch die Angst sich im Krankenhaus nicht unangefochten zu Hause fühlen dürfte: Wenn die Kranken, von unnötiger Angst vor Orientierungslosigkeit und undurchschaubaren Abläufen befreit, ihre unvermeidlichen existenziellen Ängste dort aussprechen und auch ein Stück weit abladen dürften. Wenn umgekehrt die Mitarbeiter nicht durch eigene, uneingestandene Ängste in ihrer Fähigkeit gebremst würden, den Kranken in ihrer seelischen Not zu helfen.

„Mut ist, wenn man Todesangst hat und sich trotzdem in den Sattel schwingt“, soll Western-Star John Wayne einmal geäußert haben. So gesehen sind unsere Krankenhäuser von zahlreichen mutigen Helden bevölkert. Nur ist ihr „Sattel“ oft eine fahrbare Liege, die sie in den Operationssaal rollt.

Adelheid Müller-Lissner